

Finale

O-Ton

«Die Zeit heilt alle Wunden. Aus Napoleon ist ja mittlerweile auch ein Cognac geworden.»

Alfred Biolek

Im Kino und im Stream

Eine bewegende Feiertagskomödie

«The Holdovers» Es ist Weihnachten 1970, und der kauzige Geschichtslehrer Paul Hunham (Paul Giamatti) muss im Elite-Internat auf Kinder aufpassen, die über die Feiertage nicht abgeholt werden. Als der Weihnachtsabend naht, ist nur ein Knabe übrig, der den Schmerz über den Verlust seines Vaters hinter Arroganz versteckt. Hunham, der Schüler und die Köchin Mary (Da'Vine Joy Randolph), die den Tod ihres Sohnes betrauert, wachsen zu einer unwahrscheinlichen Familie zusammen. Regisseur Alexander Payne («Sideways») ist aller Zynismus fremd – und in «The Holdovers» erzählt er eine Geschichte, die der Gegenwart auf jeder Ebene entrückt ist, aber genau deswegen mit ihr zu tun hat. (SZ)

In Bern in den Kinos Camera, Movie, Westside, Cinedome Muri

Ein angehender Fussballer im Knast

«Asbest» Momo (Xidir) ist ein 19-jähriger, aufstrebender Fussballer aus Berlin, steht kurz vor einem Vertrag bei Hertha BSC. Doch dann wird er in einen Raubüberfall verwickelt. Im Gefängnis geht es dann hart zu. Gegen Klischees wehrt sich die Serie nicht, sie biegt sie aber sanft. Dass die Geschichte glaubwürdig bleibt, ist Regisseur Kida Khodr Ramadan zu verdanken, selbst in Kreuzberg aufgewachsenes Kind libanesischer Flüchtlinge, der eine Best-of-Besetzung zusammengetrommelt hat und mit dem jungen Hannoveraner Rapper Xidir auch eine schauspielerische Neuentdeckung in eine Hauptrolle bringt. (SZ)

Auf Netflix

Tagestipp



Spannend wie Hochseilakte

Swiss Jazz Orchestra Überirdisch – mit diesem Wort könnte man die von ungewöhnlicher Intensität aufgeladenen Linien beschreiben, die Wayne Shorter spielte. Das Swiss Jazz Orchestra verneigt sich vor dem 2022 verstorbenen Jazz-Giganten. Während 70 Jahren hat der Tenorsaxophonist die Black American Music geprägt. (lex)

L'Ovestino, Bubenbergplatz 11, Bern, Mo. 29.1., 20 Uhr

Baustelle



Vier rechteckige Baukörper umstehen windmühlenartig einen quadratischen Hof: Wohnüberbauung Reichenbachstrasse 118. Foto: Raphael Moser

Warum nicht das Bestehende umbauen?

Architekturkolumne Baustelle Die neue Wohnüberbauung im Berner Rossfeld ist offensichtlich ein Vorzeigeprojekt. Und doch hat unser Kolumnist beim Ortstermin irgendwie mehr erwartet.

Dieter Schnell

Die rund 100 Wohneinheiten sind bezogen, das Alltagsleben hat an der Reichenbachstrasse 118 im Berner Rossfeld-Quartier die Baustellenhektik abgelöst.

In der Pressemitteilung vom vergangenen November wird stolz verkündet, dass die autoarme Siedlung als 2000-Watt-Areal zertifiziert sei, dass von den vier Häusern deren zwei Plusenergiehäuser seien, dass alles selbstverständlich behindertengerecht sei, dass die günstigen Wohnungen zur Kostenmiete vergeben würden, dass die Umgebungsgestaltung, an der sich die Mietenden sowohl in der Planung als auch in der Ausführung beteiligen können, im kommenden Frühling erfolgen und dass dabei der zentrale Hof als Begegnungsraum für alle Quartierbewohnenden dienen werde.

Offensichtlich haben wir es hier mit einem Vorzeigeprojekt zu tun.

Etwas banal

Entsprechend gespannt ging ich vor Ort: Vier rechteckige Baukörper umstehen windmühlenartig einen quadratischen Hof. Alle vier haben dieselbe klare Front, denselben Rücken und zwei schmale, nahezu geschlossene Seiten. Alle vier Fronten bestehen ausschliesslich aus Loggien. Ein einfacher Rhythmus belebt ihre Rasterfassaden. Die je zwei gleich ausgerichteten Gebäude bilden zusammen eine Südost- beziehungsweise beide nach Südwesten. Das heisst, das hintere der beiden schaut in den Hof, wohingegen das vordere dem Hof den Rücken kehrt und aus der Anlage hinausblickt.

Einzig in der Stockwerkzahl, die zwischen 4 und 7 variiert,

unterscheiden sich die vier Baukörper. Insgesamt ist es also eine sehr einfache Anlage, die fast schon ins Banale kippt. Das ist ganz gut so, hat doch der Wohnungsbau nicht die Aufgabe, ein Manifest der Originalität zu sein. Vielmehr ist es eine städtebauliche Qualität, wenn er sich im Ausdruck zurückhält und optisch unauffällig bleibt.

Neubausterilität

Und doch: Ich habe von einem Vorzeigeprojekt irgendwie mehr erwartet. Liegt es an der winterlich öden Umgebung, die ja erst im Frühling fertiggestellt werden soll? Oder ist es die bei grösseren Wohnüberbauungen übliche, anfängliche Sterilität, die mich zurückhaltend stimmt?

Gerade neue Wohnüberbauungen brauchen eine gewisse Zeit, bis sie dank der Aneignung durch die Bewohnenden eine

Atmosphäre des Belebten und Selbstverständlichen erhalten. Nutzungsspuren und etwas Patina helfen dabei, dass die anfängliche Steifheit langsam verschwindet.

Dabei wäre diese Neubausterilität gar nicht zwingend gewesen: Das vorher hier stehende ehemalige «Ausbildungszentrum Pflege» war beim Abbruchentscheid noch keine 60 Jahre alt und hatte also seine mögliche Lebensdauer noch längst nicht ausgeschöpft.

Der Um- und Ausbau dieser Anlage wäre vielschichtiger geworden. Architektur, die sich mit Bestehendem auseinandersetzen muss, wird reicher und wirkt seltener banal. Nicht mehr auf der grünen Wiese zu bauen, ist wichtig und richtig, heisst aber nicht, dass man alles, was vorher da war, flachwalzen muss, um doch wieder bei null anfangen zu können.

Auch hätte die Wiederverwendung der Altbauten die gesamte Energiebilanz deutlich verbessert. Um den Aufwand für Abbruch und Neubau wieder einzuspielen, werden die beiden Plusenergiehäuser wohl mehrere Jahrzehnte lang tadellos funktionieren müssen.

Selbstverständlich ist es zu begrüssen, dass all die berechtigten Anliegen bei dem Projekt berücksichtigt werden können. Dass sie durch den Abbruch von viel Bausubstanz ökologisch teuer erkaufte worden sind, sieht heute und auch in Zukunft niemand. Mit anderen Worten: Das Vorzeigeprojekt zeigt nur das, was man auch zeigen will.

«Baustelle»-Kolumnist Dieter Schnell ist Dozent für Geschichte und Theorie der Architektur sowie Leiter des MAS Denkmalpflege und Umnutzung an der Berner Fachhochschule.

TV-Kritik «Tatort»

Wie entworfen von Chat-GPT

Rezension Wer sich je vor Augen führen lassen wollte, wie man unfreiwillig eine falsche Fährte legt, erhält hier Anschauung. Bündelweise Geld liegt zu Beginn von «Der Fluch des Geldes» noch bei Ermittler Adam Schürk (Daniel Strässer) im Kofferraum, es ist die Beute von einem Bankraub seines verstorbenen Vaters. Und dann? Spielt das kleine Vermögen erst mal überhaupt keine Rolle mehr: ein Casino-Setting wie aus einem Bingo-Nachmittag, ein lieblos inszenierter Joyride, ein Verkehrsunfall, eine ältere Frau als Opfer.

Der neueste Fall der vierköpfigen Ermittlerbande von Saar-

brücken knüpft direkt an ihre letzte Folge an, in der es um ihre Reviergrenzen auskämpfende Hooligans und um die ausklingenden Karrieren alternder Bankräuber ging, einer von ihnen Schürks Vater. Daran anknüpfend experimentiert das Drehbuch von Hendrik Hölzermann mit einem krampfhaft arrangierten Sequel, dessen Legitimation sich einem bis zum Ende nie wirklich erschliesst.

Unglaublich und hohl

Vieles wirkt platt und vorhersehbar. Der zweite Ermittler Leo Hölzer (Vladimir Burlakov) will als Einziger nicht glauben, dass

die getötete Oma ihren Polo ohne Fremdeinwirkung in die Leitplanke gefahren hat. Bei der Staatsanwältin wehrt er sich derart pathetisch gegen das Schliessen der Akten, dass das eine persönlichere Verandelung mit dem Fall vermuten lässt als einzig sein Rencontre als Fussgänger auf der Strasse mit der Casino-Bande. Im Glücksspielhaus schaut er dann auch als Erstes vorbei und trifft dort nur herbeigeschrieben-zufällig auf die versammelte Runde der Verkehrsrowdys. Worauf er von ihnen – ebenso unglaublicherweise – für ein Spiel willkommen geheissen wird, dass die Grenzen

des Casinos deutlich sprengt. Die Gang entpuppt sich als schwer wettsüchtig; Untereinander stellen sie sich Herausforderungen im Stile des pausenhöfischen «I dare you to». Doch nicht jede Mutprobe ist so harmlos wie die Luft anhalten und um die Wette rennen.

Der überschaubare Reiz dieses Krimis liegt in der wechselseitigen Dynamik dieser unberechenbaren Gruppe – jedem und jeder ist zuzutrauen, die anderen übers Kreuz zu legen. Regisseur Christian Theede verpasst der «Gamification» dieser Bandenromanze in ihren besten Momenten einen Anstrich von

«Squid Game», wenn auch mit deutlich weniger Dramatik.

Dabei wäre die Existenz des kleinen Vermögens in Schürks Kofferraum fast in Vergessenheit geraten, würde sie im letzten Drittel nicht von Schürk und Hölzer in sperrigen Dialogen wie von zwei Kumpels bei «Gute Zeiten, schlechte Zeiten» aufgegriffen.

Was bleibt, ist ein kurzes und schmerzloses Finale – und ein «Tatort» entworfen wie von Chat-GPT: Das kommt alles schnell, fein und sauber daher. Aber echten Tiefgang hat das nicht.

Moritz Marthaler